

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Flüchtlinge

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Schnell war er wieder da, denn er fürchtete, der Teufel könnte doch vielleicht unterdessen in seiner Mauernische Langeweile bekommen, und die drei Kameraden den Schatz allein holen. Angekommen legt er die achthundert Guldenrollen zu den beiden andern in das Mauerloch, und kaum waren sie einige Minuten dort, während welcher die zwei Spießgesellen vor der Mauer allerlei Beschwörungs- und Zauberformeln sprachen, als die acht Augen des Goldteufels verschwanden, und in dem andern Mauerloch bei den Geldrollen sich zeigten.

Jetzt war's gewonnen. Stille rückt man nun und vorsichtig auf die Stelle zu, setzt Karst und Spaten an, und gräbt mit emsiger Hand am Fuß der Mauer in die Erde. Der Kreuzwirth leucht im Schweiß bangender, hoffender Erwartung; da ruft der Andere hinter der Mauer, der dort ebenfalls gräbt, es solle noch Einer zu ihm herüber kommen, der Teufel wolle wieder auf den alten Fleck herüber, und dem müsse man wehren. Also geht der zweite Geselle flugs über die Mauer zu dem ersten. Dieser aber schleicht unterdessen hinter der Mauer hin an den Ort, wo die 800 fl. liegen, holt sie durch das Loch, welches durchgängig war, fein säuberlich zu sich, und schleicht ebenso leise dem nahen Walde zu.

Halt ruft jetzt der draußen, wir sind dabei. Jetzt kommt das Schwerste, aber letzte. Wenn wir drauf und dran sind, kommt der wüthende Teufel noch einmal zum Schutz, und packt Einen von uns hart an, und schüttelt ihn im Zorne, und fährt dann zischend und prasselnd durch die Luft davon. Sobald er kommt, wirft sich daher Jeder von uns glatt auf das Gesicht zur Erde, denn stehend würde er ihn mit sich fortreißen, und rührt sich nicht, bis es wieder still ist. Dann haben wir's gewonnen, und können den Schatz heimtragen. Er kommt! er kommt! ruft da plötzlich der hinter der Mauer, und der Kreuzwirth wirft sich glatt auf den Bauch und das Gesicht in's nasse Gras und der Kamerad neben ihm läßt einen Schrei hören und fragt und scharrt an der Mauer, daß der Kreuzwirth denkt: den hat er — und schon auf ein Drittel statt auf ein Viertel am Schatz rechnet, und den Kopf tiefer in's Gras drückt. Und als der Lärm und das Ringen und Schreien sich mehr und mehr entfernte und geringer wurde, so denkt er: „den hat er mitgenommen!“ Und als nach und nach Alles wieder stille umher geworden ist, hebt er mehr und mehr den Kopf aus dem Grase, öffnet die Augen, spitzt die Ohren; aber er sieht nichts, er hört nichts, alles ist todtenstill. Da durchzuckt es den Kreuzwirth urplötzlich wie der Blitz zuckt durch die finstere Wolke, und jählings springt er auf, — und auf das Loch mit seinen 800 fl. zu. Der Goldteufel mit seinen zehn

leuchtenden Augen saß noch drauf, aber in der Hast und dem Schrecken, hatte ihm der Kreuzwirth mit der Hand in's Gesicht gestoßen, und da fiel ein Brettlein herunter, auf dem hatten die Schelme zehn Leuchtkäfer angebunden, die immer noch ganz lustig forschimmerten.

Geldrollen aber fand der arme Mann nicht mehr zehn darin, sondern nur noch zwei, und diese waren hübsch von Blei in Formen gegossen, und hätten vortrefflich für Gewichte an die große Wanduhr in des Kreuzwirthes Gaststube gepaßt, wenn er sie nicht im ersten Zorn den entflohenen Schatzgräbern nachgeworfen hätte, die ganz droben aus dem Walde ihm noch ein freundliches Lebewohl zuriefen.

Von dem Schatz wollte er nichts mehr wissen, schlich sich leise quersfeldein nach Hause, und legte sich eben so leise in's Bett, ohne die Kreuzwirthin zu wecken, welche zwar am andern Morgen nicht durch 10,000 fl., aber durch die fehlenden 800 fl. überrascht wurde, und welcher der betrogene Kreuzwirth trotz Leugnen und Widerstreben zulete doch die ganze traurige Geschichte haarklein berichten mußte. Daß dann der leibhaftige Gott sei bei uns noch einmal, ärger denn vorher ihm nicht nur gegenüber trat, sondern ihm sogar in die Haare kam, versteht sich eigentlich von selbst, und es gehörte ihm auch von Rechtswegen, sintemal er nicht bedacht hatte das Sprüchlein: Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichte böse Laster, und der Goldteufel ist der allerschlimmste Teufel, mit dem der Mensch sich einlassen kann.

Die Flüchtlinge.

Berseze dich, lieber Leser, mit dem Hinkenden Boten in Gedanken um 1000 Jahre zurück, also etwa in das Jahr 850. Es ist zwar jetzt in unserem lieben Deutschland auch kein güldenes Zeitalter, und nicht Alles Gold was glänzt, aber gegen jene Zeiten ist denn doch Vieles Gold, und wer so in die bequemen und verhältnismäßig ruhigen Tage unserer Gegenwart eingewohnt und eingebürgert ist, dem würde es wahrlich in den sturm- und nothvollen Tagen jener Vergangenheit übel be-
hagen.

Seit sieben Jahren hatte sich die große Macht Kaiser Karls des Großen in die drei Reiche, Deutschland, Frankreich und Italien getrennt, in Deutschland regierte König Ludwig der Deutsche. Aber, wie sah es in dem armen Deutschland aus! Weil der König jedesmal gewählt wurde, so gewannen einzelne kleine und große Fürsten und Herzoge nach und nach an Bedeutung und Ansehen, gegen die Einfälle fremder raublustiger Völker, wie der Normannen, Serben, Wenden,

mußten sie auch mit größerer Macht ausgerüstet werden, und in dem Maße als die Macht dieser kleinern Reichsfürsten wuchs, mußte natürlich die des Reichsoberhauptes, und damit auch die Ordnung und Kraft des allgemeinen Regiments in Deutschland abnehmen. Zudem war in jenen Zeiten das sogenannte Lehenswesen mit den Franken, den Eroberern des deutschen Landes auch in dem Volke heimisch geworden. Da bildeten sich verschiedene Stände und Standesunterschiede, nicht etwa wie bei uns, sondern Standesunterschiede, die eine bürgerliche persönliche Verschiedenheit der Rechte und Pflichten zu Folge hatte. Da waren nach dem Reichsoberhaupte die ersten die großen Vasallen oder Lehensmänner der Krone, von dieser Krone mit größern Ländereien belehnt, dann, von den großen Vasallen belehnt, die niedern Vasallen, die Freiherrn, alsdann freie Bauern und Leibeigene, Geistliche, Städtebürger und mehr.

In jenem Jahre 850 war das Christenthum noch nicht in alle Gegenden und Gauen unseres Vaterlandes eingedrungen, in die tiefen Wälder des Innern, in wilde Bergschluchten hatten sich der heidnischen Deutschen Viele mit ihren Götzen und ihrem Götzenglauben geflüchtet, und sie hielten daran um so fester, und fühlten sich von dem Christenthum um so weniger angezogen, weil mit diesem auch die Knechtschaft des fremden Joches auf den Nacken des deutschen Volkes sich niedergelassen, weil mit den Heidengöttern auch die deutsche Freiheit in die Urwälder sich geflüchtet hatte.

Eine Hungerstoth hatte sich über das Land gelagert, der dritte Mensch war Hungers gestorben, denn die kargen Gaben der Erde hatte des wilden Bürgerkrieges eherner Fuß zertritten und vernichtet. Feuerzeichen am Himmel und falsche Propheten auf Erden verkündeten keine bessern Zeiten, ja vielfach glaubte man an das Herannahen des Endes der Welt.

In jenem Jahre nun lebte im Thüringerland ein freier Mann, ein Bauer, der begab sich, wie es in jenen kriegsbewegten Zeiten beinahe nothwendig war, um Leben und Familie und Eigenthum einigermassen zu bewahren, in den Schutz eines Mächtigen, leistete demselben Frohnd und Abgabe, und bebielt als freier Bauer sein eigen Gut. So lange der Grundherr lebte ging Alles in rechter Ordnung, aber als dieser das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, vertauschte auch der Schützling den treuen, freundlichen Herrn mit einem harten und unbarmherzigen.

Nichts wollte dieser wissen und anerkennen von dem frühern Verhältniß, sondern als ererbtes Gut betrachtete er von nun an den freien Bauern auch als ganz sein eigen, als leibeigenen Knecht. Noch aber lebte in dem freien Manne der Geist

und Sinn der alten Deutschen, nimmermehr vermochte er den stolzen Nacken zu krümmen unter fremdes Herrenjoch, und mit Wehmuth und Verachtung blickte er in die Gegenwart, in welcher statt streibarar Männer, demüthige Mönche und zahme Bauern den Kern der Bevölkerung auszumachen begannen. Sein Großvater hatte noch in den heiligen Hainen den Göttern geopfert, in ihm selbst lebten sie noch im Bilde vergangener Zeiten. Warum, so dachte er in seinem Herzen, warum sind mit den Göttern unserer Väter auch die schönen stolzen Zeiten der Freiheit dahingegangen, warum zieht unter Trübsal und Elend und Todeschatten der neue Gott der Christen, ein, warum hat er nicht Wille noch Macht, den Jammer von des Volkes Haupt zu nehmen?

Also dachte der Mann, der kein leibeigener Knecht sein wollte, und beschloß das Elend vorzuziehen der Sklaverei.

Da, in der Stille der Nacht, nahm er zu sich das Theuerste, was er noch sein nannte, sein Weib, sein Kind und sein Schwert und entfloß der Gewalt seines Herrn.

Es war harte Winterszeit, mit warmen Fellen deckten die Wanderer ihre Leiber, aber Nahrung hatten sie keine mitzunehmen, vom Heerde der



Väter. In dem freundlichen Mainthale gedachte er sich seine Hütte zu bauen, aber der Weg dahin war weit und wild, die starre, frostige Winterhülle

deckte überall umher das Land, und der Feind hatte alles verwüstet und geraubt. Es war kurz vor Neujahr. So trotzig und unerschrocken auch der Mann das Wagniß begonnen, so stark auch die abgehärtete Kraft der Wanderer war, das zweijährige Kind, das noch an der Brust der Mutter trank, war eine schwere Bürde, abwechselnd für Mann und Weib.

Drei Tage lang waren sie umhergeirrt, die Pfade, wenn solche da gewesen, waren verweht und bedeckt mit tiefem Schnee, die dunklen Bergwälder beugten sich unter der schweren Last, der Abend vor Neujahr, der Sylvesterabend, breitete frühe schon seine eisigkalten Fittige über die schlummernde Erde. Seit zwei Tagen hatte kein Bissen die ermattenden Kräfte der Flüchtlinge gestärkt, schon seit Mittag hatten sie in den Schluchten des Gebirges sich verirrt, stark, im Gefühle, daß er aus der Knechtschaft zur Freiheit wanderte, schritt der Mann voraus, duldbend und schweigend neben ihm der die Gefährtin, fest an sich drückend das vom Frost durchschauerte Kind. Kein menschlicher Fußtritt auf ihrem einsamen Pfade, kein fernes Rauchziehen verkündete das Dasein menschlicher Hütten, nur die Spuren vorübergezogener Raubthiere verriethen das Dasein des Lebens in diesen öden Waldwüsten. Die Nahrung des Kindes war versteigt in der Mutterbrust, lauter und kläglicher war sein Wimmern, denn zum Frost gesellte sich der noch grimmigere Hunger.

Der Riesensohn aus Nordland, so nannten die alten Deutschen den Winter, begann auch des stolzen Mannes trotzigte Kraft zu brechen, zuweilen schwamm und stummerte es ihm vor den Augen, und er fühlte, daß gegen diesen Feind nicht Muth und Schwert ausreichten. Die eisige Kälte durchzitterte sein Gebein, aber auch ein eisigkalter, ırogigfinsterner Ausdruck breitete sich in finstern Wolken über sein Angesicht, daß es dem armen, duldbenden Weib wie jäher Schrecken, wie trübe Ahnung durch die Seele ging.

Sein Auge rollte in unbeimlicher Gluth, seine Rippen zuckten, seine Faust ballte sich in stillen Grimm, oder faßte krampfhaft den Griff des mächtigen Schwertes. Reif und Schnee ver Silbernten ihm den Bart, und sein Antlitz sah aus wie das eines heidnischen Priesters, der zum blutigen Opfer ausholt.

Da, aus dem Meere schneebelasteter Bäume, ragte ein schwarzer Felsgipfel empor, und sich zu ihm emporarbeitend fanden die armen Wanderer unter seinen überhangenden Seiten ein Gewölbe, in dem sie trocknen Raum zur Nachtruhe, und dürres Reis zum wärmenden Feuer finden.

Ruhe und Obdach ist ihnen geworden, aber des verhungerten Kindes Wimmern, aber des eigenen Hungers bellende Stimme gönnt ihnen

matten Augenlidern und ihren erschöpften Gliedern kein Stündlein des erquickenden Schlummers.

Aufrecht steht der Mann an die Felswand angelehnt, und blickt starren Auges in die flackernde Gluth des Feuers, und hebt den Blick wieder grollend zu dem schneeuwolkten Himmel, der über ihnen lagert wie ein weites Leichentuch, bereit ihren Trog und ihre Klage mit dem Mantel des Todes zu decken. Da droben wohnen die Riesen und Helben unserer Vorzeit, — spricht er da vor sich hin, — sonst blickten sie freundlichen Angesichtes auf ihr Volk nieder, unser Glaube an sie ist entflohen, unsere rauchenden Opferaltäre sind erkaltet, — auch ihre Gunst ist dahin, auch ihr Herz ist kalt und eisig gegen uns geworden, wie das Herz des Riesensohnes aus Nordland.

Eure Priester haben die Götter aus unserer Brust und von unserer Erde vertrieben, — sie haben den Himmel für sich behalten, und uns auf Erden das Elend und die Knechtschaft gelassen.

Das Weib aber, in dem der Christenglaube fester gewurzelt war, erwiederte nichts, sondern betete still in ihrem Herzen — Und wiederum begann der Mann: In den Stunden des Unglücks verführten unsere Väter mit Opfern den Zorn der Götter, und je schwerer die Trübsal, desto größer das Opfer. —

Gedenkt Du der Erzählung von dem Weibe, das in diesen Tagen des Hungers mit ihrem Kinde zu der Schwelle des Erzbischofes flüchtete; als sie die Schwelle überschritten, stürzte sie kraftlos zusammen, und starb, während ihr Kind gerettet wurde? — Hätte sie nicht das Kind opfern sollen, um sich ihrem Manne und ihren andern Kindern zu retten?

Nein, rief da, sich hoch aufrichtend, mit dem theuern Kinde im Arme das Weib, nein, sondern selig diese Mutter, welche das Leben gegeben für ihr Kind. Nicht vor Schwäche ist jene Mutter gestorben, sondern vor Freude über ihres Kindes Rettung, vor unaussprechlicher, seliger Bonne ist ihr das Herz zersprungen.

Der Mann ging schweigend auf und ab, dann hob er wieder an: Die Stunde naht, das alte Jahr versinkt, das neue geht auf, nicht, wie die Pfaffen sagen, ein Jahr des Herrn, sondern ein Jahr des Zammers und Elendes, ein Jahr des Teufels. Dieser Fels hier aber sei der Altar, auf dem mit theuerem Opfer die Götter versöhnen! Und obwohl das Weib ihm in frommem, christlichen Glauben an's Herz redete, und ihm erzählte, wie Jehovah auch von Abraham ein Opfer fordert, aber — er hört nichts mehr, mit Hefigkeit reißt er der ohnmächtig zusammensinkenden Mutter das Kind aus den Armen, und stürmt hinauf zu der ragenden Zinne des Felsens, und verschwindet hinter den Büschen. Droben stellt er



sich, wie es die Sitte der Väter war, auf ihrem Dache stehend im Osten die Zukunft zu erschauen, auf die zackige Felsenwand, die Blicke nach Osten gewendet, und steigt wieder — da vernimmt, aus der Ohnmacht erwachend, die Mutter das Schreien ihres Kindes, darauf das Geräusch eines Kampfes, — und nun Todtenstille. Mit der Kraft der Verzweiflung rafft sie sich auf, steigt auf den Fittigen der Mutterliebe an den Felsenklippen hinauf, in das Gebüsch, aus dem sie des Kindes Stimme vernommen hatte. — Da stand der Mann, mit verstörtem Angesichte, das Schwert an den Boden gesenkt, und Blut träufelte noch von der Schärfe desselben, und Arm und Angesicht waren mit Blut

bespritzt. Aber im Arm des Vaters, in wärmende Felle gehüllt, lag unverfehrt, schlummernd der Mutter theueres Kind.

Innerlich erbebend sprach der Mann: Vollende, was Du vorhin begonnen. Und das Weib erzählte die Opferung Isaacs und schloß mit der Schrift: „Da sprach der Engel des Herrn zu Abraham: Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts! Da hob Abraham seine Augen auf, und sahe einen Widder hinter ihm in den Hecken mit seinen Hörnern hängen, und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn an seines Sohnes Statt zum Brandopfer.“ Da sprach der Mann: An mir hat sich heute erneuert die Geschichte vom Opfer Isaacs. Auch ich wollte mein Kind opfern, um die Götter zu versöhnen, und unser eigen Leben zu retten. Da, in das Gebüsch tretend, erblicke ich zwei Wölfe, die um den Körper eines Rehcs kämpfen, ich springe hinzu, ein Hieb meines Schwertes streckt den Einen der Wölfe nieder, der Andere entflieht, und hier liegt das Reh, das uns Gott gesendet, wie er den Widder Abraham gesendet hat. — Weib — fuhr zerknirscht und gläubig der Mann fort: Auch dieses Jahr ist ein Jahr des Herrn gewesen.

Bald loberte das wärmende Feuer auf's Neue lustig empor, und das Fleisch des gefundenen Rehcs füllte ihren Hunger und das Kind sättigte sich wieder an der Mutterbrust. Nicht lange währte es, so schloß der stärkende Schlaf ihre müden Augenlider.

Die ersten Sonnenstrahlen des Jahres 851 beleuchteten das Angesicht der Schläfer, und weckten sie aus dem langen, erquickenden Schlafe. Hinauf stiegen sie nun zur kahlen Zinne des Felsens, — und vor ihnen lag im freundlichen Glanze der frischen Morgensonne das herrliche Mainthal, Hüfte reichte sich an Hüfte, und in dem klaren Strombett spiegelten sich die schwankenden Rauchsäulen, die von den Siebeln der Bohnstätten in die klare Morgenluft emporstiegen. Da sanken Mann und Weib nieder auf die Kniee und küßten sich und ihr Kind und opferten dem Christengott das Opfer eines dankbaren zu dem Throne des Herrn emporsteigenden Gebetes.

Weltbegebenheiten.

Noch einmal muß sich der genetzte Leser entschließen, den Kalenderschreiber nach den blutigen Gefilden und Felsenhöhen Sebastopols zu begleiten.

Am 16. August 1855 hatten die Russen, wie der Leser schon weiß, um ihren hart bedrängten Kameraden in der Stadt und besonders in dem Malakoffthurm Luft zu machen, von den Höhen am jenseitigen Ischernajauer diesen Fluß, theils auf der Tractirbrücke, theils auf Schiffen, theils durch Fuhren überschritten. Sie hatten sich in zwei Kolonnen getheilt, die eine zur Rechten unter dem General Mead, die linke unter General Eyrandl. Der rechten Kolonne gegenüber

standen auf dem Fehjuchtberge, wie wir auf der linken Seite unseres Bildes sehen, die französischen Divisionen, der linken gegenüber die Sardinier und einige türkische Bataillone auf dem Hasfortberge. — Der russische Oberbefehlshaber war Fürst Gortschakoff. Mit wahrer Lobesverachtung stürzten sich die Russen, der General Mead an der Spitze auf die Franzosen, eroberten eine Batterie von 8 Kanonen, welche vorher in ihren anrückenden Reihen fürchtbare Verheerungen angerichtet hatte; aber die Kugel eines Juaven streckte den General Mead zu Boden, die bedrängten Franzosen erhielten Unterstützung von herbeieilenden Truppen, diese stürzten sich, wie eine Lawine